

Speranța Stănescu (Hrsg.)

Die Valenztheorie

Bestandsaufnahme und Perspektiven

Dokumentation einer wissenschaftlichen Tagung in Sibiu/
Hermannstadt im Februar 2002

Sonderdruck

2004



PETER LANG

Frankfurt am Main · Berlin · Bern · Bruxelles · New York · Oxford · Wien

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Vorwort</i>	5
I. Vorträge im Plenum	
Vilmos Ágel (Szeged) <i>Prinzipien der Valenztheorie(n)</i>	11
Ludwig M. Eichinger (Mannheim) <i>Dependenz in der Nominalgruppe</i>	31
Hans-Werner Eroms (Passau) <i>Die Abhängigkeitsregelungen für die Angaben</i>	49
Ioan Lăzărescu (Bucureşti) <i>Valenztheorie und DaF-Unterricht in Rumänien</i>	63
Stefan Schierholz (Erlangen) <i>Valenzvererbung? Präpositionalattributskonstruktionen und ihre Herleitung</i>	79
Speranța Stănescu (Bucureşti) <i>Soweit die Valenztheorie in Rumänien</i>	97
II. Theoretische und lexikographische Fragen	
Ann Coene (Gent) <i>Verbbedeutung, Lesartvarianten und "Koerzion". Normregularitäten im Argumentverhalten von dt. denken</i>	113
Gottfried Kolde (Genf) <i>Gehört der Heckenausdrucks (so) (ei)n(e) Art (von) X ins Valenzwörterbuch?</i>	133
Mathilde Hennig (Szeged) <i>Wie obligatorisch ist die Realisierung der Valenzpotenz in gesprochener Sprache?</i>	147
Rada Vassileva (Veliko Tarnovo) <i>Zu einem besonderen Gebrauch des Verbs scheinen</i>	165
Pavlina Zlateva (Sofia) <i>Einige valenzbedingte Gesetzmäßigkeiten rechts vom Nomen. Mit besonderem Blick auf Infinitivkonstruktionen und dass-Sätzen</i>	171
III. Kontrastive Valenz. Übersetzen.	
Péter Bassola (Szeged)/ Jacqueline Kubczak (Mannheim)/ † Sarolta László (Budapest) <i>Zweisprachige Substantivvalenz in Theorie und Praxis</i>	179

Prinzipien der Valenztheorie(n)

1. Zielsetzung
2. Prinzipien
3. Die Prinzipienfrage in der Valenztheorie
4. Prinzipien der Valenztheorie(n)
5. Literatur

1. Zielsetzung

Ich will das scheinbar Unmögliche versuchen: einen möglichst konsensfähigen methodologischen Rahmen für künftige Valenztheorien vorzuschlagen. Wohlgemerkt, es geht mir um keine neue Valenztheorie, sondern um eine Valenzmethodologie als mögliche Arbeitsgrundlage für künftige Valenztheorien. Die Betonung liegt dabei auf konsensfähig, denn ohne allgemein akzeptierte methodologische Grundsätze können der partielle Dissens bezüglich Gegenstand und Methoden der Valenzforschung und die Spannung zwischen Valenztheorie und Valenzpraxis nicht "entschärft" werden. Und ein bestimmter Grad an methodologischem Konsens wäre wiederum die Voraussetzung dafür, das durchaus ansehnliche valenzbezogene Forschungspotenzial zu bündeln und international wirksame Valenztheorien zu entwickeln. Dabei nehme ich an, dass die angestrebte Valenzmethodologie die möglichen empirischen Valenztheorien zwar unterdeterminiert, ich gehe jedoch davon aus, dass sie es unmöglich macht, zwei Valenztheorien zu konstruieren, die beide die Fakten korrekt erfassen, die aber einander widersprechen.

Um Konsensfähigkeit zu erzielen, wäre es wohl wünschenswert, die in diesem Beitrag formulierten Prinzipien möglichst breit zu diskutieren. Sie sind also keinesfalls als etwas Ausgereiftes, sondern viel mehr als Diskussionsanreger und Appetitmacher, als mit Sicherheit stark revisions- und ergänzungsbedürftige Vorschläge zu verstehen.

2. Prinzipien

Bekanntlich geht die explizite Beschäftigung mit Prinzipienfragen der Sprachwissenschaft auf Hermann Paul (1880/1995) zurück. Seine Prinzipienlehre enthält viel Beherzigenswertes, auch wenn man heute die Gleichsetzung von wissenschaftlicher mit geschichtlicher Betrachtung von Sprache kategorisch – vielleicht zu kategorisch – ablehnt. Nach Paul befindet man sich allerdings

"in einer Selbsttäuschung, wenn man meint das einfachste historische Faktum ohne eine Zutat von Spekulation konstatieren zu können." (Paul 1880/1995, 5)

Dabei versteht er unter Spekulation die Anwendung von Prinzipien in der empirischen Arbeit. Ohne die Möglichkeit zu spekulieren, würden Instinkt, Glück,

Zufall und Willkür, also im Grunde ein methodologisches Vakuum, die empirische Arbeit bestimmen.

Wie aber kommt man an die Prinzipien?

“Diese Prinzipien aber ergeben sich, soweit sie nicht rein logischer Natur sind, eben aus der Untersuchung des Wesens der historischen Entwicklung.“ (ebd.)

Demnach gibt es – bezogen auf die Sprachgeschichte – zwei Sorten von Prinzipien: logische und allgemeinhistorische. Was letztere betrifft, spricht Paul an anderer Stelle von der

“Feststellung der allgemeinen Bedingungen geschichtlichen Werdens“ (ebd., 4)

Wenn man nun aus Pauls Gedankengang fortsetzend folgert, dass auch auf die “Feststellung der allgemeinen Bedingungen geschichtlichen Werdens“ zutreffen muss, dass diese “ohne eine Zutat von Spekulation“ nicht auskommt, so kann man nicht umhin anzunehmen, dass auch die Prinzipien selbst induktiv-deduktiver Natur sind. Sie sind induktiv, indem sie auf Generalisierungen, auf der Untersuchung des Wesens von Sprachgeschichte beruhen, und deduktiv, indem die Generalisierungen allgemeinere Prinzipien voraussetzen (können).

Statt in noch höhere oder niedrigere Abstraktionsebenen auf- oder abzustiegen, will ich lieber das Folgende festhalten bzw. konkludieren:

1. Jede Theorie setzt – explizit oder implizit – eine Menge von methodologischen Grundsätzen voraus, die man Prinzipien nennen kann;
2. Jede Art empirischer Arbeit setzt – explizit oder implizit – Prinzipien voraus. Ohne die Anwendung von Prinzipien bliebe die Empirie eine Arbeit von Jägern und Sammlern;
3. Die in einer bestimmten Forschungsdomäne geltenden Prinzipien können domänenspezifisch sein oder domänenspezifische Adaptationen von allgemeineren Prinzipien darstellen;
4. Neben den Prinzipien, deren Summe sich auch als die prinzipielle Methodologie bezeichnen ließe, wäre eine operative Methodologie zu etablieren. Diese, die mit den Prinzipien konform sein muss, ließe sich als die Gesamtheit der anleitenden Vorschläge, Überlegungen, Verfahren und Standards zur empirischen Arbeit definieren.

3. Die Prinzipienfrage in der Valenztheorie

Um Pauls sprachgeschichtsbezogene Überlegungen valenzmethodologisch fruchtbar zu machen, muss zuerst seine Definition der Prinzipien der Sprachgeschichte verallgemeinert werden. Die Definition lautete: Die Prinzipien der Sprachgeschichte ergeben sich “aus der Untersuchung des Wesens der historischen Entwicklung“/aus der “Feststellung der allgemeinen Bedingungen geschichtlichen Werdens“.

Um die Verallgemeinerung vornehmen zu können, benötigen wir allerdings Antworten auf folgende Fragen: Was versteht Paul unter Sprachgeschichte und was unter historischer Entwicklung bzw. geschichtlichem Werden?

Nach Oskar Reichmann (1998, 1) gibt es drei mögliche Interpretationen von Sprachgeschichte:

- (1) Sprachgeschichte als "eine objektsprachliche Gegebenheit";
- (2) Sprachgeschichte als "die Idee von Sprachgeschichte", die in ihren entwickelteren Formen "das in seinen Grundlinien von Trägern sprachbezogenen Wissens (Sprachphilosophen, -wissenschaftlern, -ideologen) aus jeweils besonderen zeitgeschichtlichen Konstellationen heraus entworfene, sinnstiftende, von Rezipienten übernehmbare, gesellschaftlich funktionalisierte Bild von der Herkunft, der Gegenwart und der Zukunft einer Sprache" ist und
- (3) Sprachgeschichte als "die Verwirklichung von Sprachgeschichte" in sog. Sprachgeschichten.

Zweifelsohne versteht Hermann Paul unter Sprachgeschichte die Idee von Sprachgeschichte, während er mit historischer Entwicklung bzw. geschichtlichem Werden Sprachgeschichte als eine objektsprachliche Gegebenheit meint. Demnach könnte eine moderne Paraphrase seiner Definition wie folgt lauten:

Die Prinzipien der Idee von Sprachgeschichte ergeben sich aus der Untersuchung des Wesens der Sprachgeschichte als objektsprachlicher Gegebenheit.

Auf Grund der modernisierten Definition lässt sich nun die Verallgemeinerung vornehmen: Die Prinzipien der Idee von X ergeben sich aus der Untersuchung des Wesens von X als objektsprachlicher Gegebenheit.

Die valenzbezogene Individualisierung der Definition lautet wie folgt:

Die Prinzipien der Valenzidee ergeben sich aus der Untersuchung des Wesens der Valenz als objektsprachlicher Gegebenheit.

Doch die Schwierigkeiten setzen erst mit dieser Definition ein. Denn während die Annahme von Sprachgeschichte als einer objektsprachlichen Gegebenheit noch einen - wenn auch nicht unproblematischen - Sinn macht, hat die Vorstellung von Valenz als einer objektsprachlichen Gegebenheit wenig Sinn. Denn man sollte sich vergegenwärtigen: Valenz ist eine chemische, logische und sogar eine graphische Metapher. M.a.W., Valenz ist eine Idee oder eine Menge von Ideen. Nur wird diese Menge von Ideen - ganz im Sinne der abendländischen grammatischen Tradition - auf die Objektebene projiziert. So wie etwa die Ideen von Syntax zu Syntaxobjekten gemacht worden sind und werden, sind die Ideen von Valenz zu Valenzobjekten geworden.

Ich denke, dass derartige Metamorphosen in der Linguistik notwendig sind, denn ohne sie wäre die Beschäftigung mit Sprache extrem erschwert. Doch man

sollte über dieser Notwendigkeit nicht vergessen, dass wir es in der Linguistik immer mit mehr oder minder stark perspektivierten bis transzendierten Phänomenbereichen zu tun haben. Während Sprachgeschichte einen relativ schwach perspektivierten Phänomenbereich darstellt, können die Objekte valenzieller Forschungen als ein transzendierter Phänomenbereich angesehen werden. Während eine naiv-wissenschaftliche Verständigung über Sprachgeschichte möglich ist, ist sie über Valenz kaum vorstellbar.

Daraus ist der Schluss zu ziehen, dass man sich in der Valenzmethodologie wohl mit der folgenden Definition abfinden muss:

Die Prinzipien der Valenzidee ergeben sich aus der Untersuchung des Wesens des durch ebendiese Valenztheorien transzendierten Phänomenbereichs der Valenz.

Wir müssen uns also selbst an unserem Haarzopfe aus dem Moraste reißen, indem wir nach verallgemeinernbaren Gemeinsamkeiten in Empirie und Theorie suchen und indem wir im Sinne von Paul "spekulieren", d.h. auch bei allgemeineren Prinzipien Anleihen machen. Bezogen auf den Phänomenbereich der Valenz muss man also damit rechnen, dass hier auch bestimmte Prinzipien der Grammatikforschung, der Linguistik und evtl. auch transdisziplinäre Prinzipien Gültigkeit erlangen können. Die Prinzipien der Valenztheorie(n), d.h. die für die Valenztheorie(n) und die im valenztheoretischen Rahmen entstehenden empirischen Arbeiten zu geltenden Prinzipien, entstammen also keinesfalls alle ausschließlich dem Phänomen- und Forschungsbereich der Valenz, sondern stellen mitunter domänenspezifische Varianten allgemeinerer Prinzipien dar.

Auch aus diesem Grunde wird manch ein Prinzip dem Leser trivial erscheinen. Dass auch Triviales erörtert werden soll, liegt jedoch daran, dass man – nicht nur in der Valenztheorie, sondern in der Grammatiktheorie insgesamt – oft Arbeiten begegnet, in denen scheinbar anspruchsvolle Theorie-Gebäude oder scheinbar massive Datenberge auf methodologischen Sand gebaut worden sind. Außerdem hoffe ich, dass die Beispiele, an denen die Prinzipien exemplifiziert werden sollen, nicht - oder wenigstens nicht alle - trivial sein werden.

Dass auch Triviales erörtert werden soll, heißt übrigens nicht, dass alles, was in gewisser Weise trivial ist, auch erörtert werden wird. Insofern ließe sich die Anzahl der Prinzipien durchaus vermehren, indem man z.B. einen engen Konnex zwischen Theorie und Empirie, die Nichtvermischung von Grammatik und Logik, eine varietätenlinguistische Sensibilität oder eben die strenge Vergleichbarkeit der Daten forderte (s. hierzu Schmidt 2000).

Im vorliegenden Beitrag werden insgesamt zehn Prinzipien vorgestellt. Auf ein elftes Prinzip, das das Prinzip der Kohabitation von primär und sekundär paradigmatisierter Valenz oder das Prinzip von Wort- und Ausdrucksvalenz genannt werden könnte, wird hier nicht eingegangen, weil es an anderer Stelle (Ágel 2002) ein- und ausgeführt wurde.

4. Prinzipien der Valenztheorie(n)

4.1 Prinzip Valenztheorie vs. Valenzpraxis

Dieses Prinzip besagt, dass Belange der Grundlagenforschung und anwendungsbezogene Belange sorgfältig auseinander zu halten sind. Zwei Punkte sollen hier besonders hervorgehoben werden:

1. Während sich die Erkenntnis, dass der Begriff der Valenz eine Abkürzung für diverse, primär lexematisch gesteuerte Relationen darstellt, in der Grundlagenforschung mehr oder weniger durchgesetzt hat, spricht man in der Praxis weiterhin - und zu Recht - von der Valenz schlechthin. Doch es wird auch in einer breiten Übergangszone zwischen anwendungsbezogener und Grundlagenforschung, die ich der Einfachheit halber die empirische Forschung nennen möchte, ebenfalls von der Valenz gesprochen, was allerdings nicht unproblematisch ist. Denn untersucht man beispielsweise textsortenspezifische Valenzrealisierungen, so wäre es durchaus erwünscht, die einzelnen Relationen zuerst getrennt zu untersuchen und die Untersuchungsergebnisse erst anschließend zueinander in Beziehung zu setzen. Dies wäre nämlich die Voraussetzung für eine angemessene praktische Umsetzung der Untersuchungsergebnisse.
2. Während sich in der Grundlagenforschung nichtdichotomische Beschreibungen und multifaktorielle Erklärungen der Valenz(nicht)realisierung mehr oder weniger durchgesetzt haben, spricht man in der Praxis weiterhin - und zu Recht - von der Unterscheidung zwischen obligatorischer und fakultativer Valenz. Doch auch Teile der empirischen Forschung, die vielfach unmittelbare Beziehungen zur Praxis haben, gehen von dieser Unterscheidung aus. Dies scheint mir in erster Linie nicht theoretisch - wegen der unterstellten rigiden Klassifizierbarkeit der Phänomene - problematisch zu sein. Vielmehr liegt hier ein methodologisches Problem vor, das auch auf die Praxis abfärbt. Wenn man nämlich die o(bligatorisch)/f(akultativ)-Dichotomie als Forschungsrahmen akzeptiert, so ist es naheliegend, die Phänomene an beiden Seiten der Grenze getrennt beschreiben und erklären zu wollen. Als Empiriker befasst man sich also vorzugsweise entweder mit bestimmten fakultativen oder mit bestimmten obligatorischen Klassen. Dass dieses Verfahren Gefahren birgt, möchte ich kurz andeuten. Hierzu zuerst das Beispielpaar

- (1) *Klaus ruft an.*
- (2) *Klaus schreibt.*

Selbst wenn man die Fakultativität in definite und indefinite weiter differenziert, scheinen die zwei Fälle demselben Typus anzugehören. Doch es gibt einen wichtigen Unterschied:

- (1a) *Klaus ruft einen Freund an.*
- (1b) **Klaus ruft von/an/nach [usw.] einem Freund an.*

(2a) *Klaus schreibt einen Roman.*

(2b) *Klaus schreibt an einem Roman.*

Durch die Wahl des intransitiven Realisierungstypus (1) hat man nur einen stark transitiven Realisierungstypus, nämlich (1a) abgewählt, während durch die Wahl von (2) gleich zwei Typen abgewählt wurden: der stark transitive (2a) und der schwach transitive (2b). In diesem Sinne gehört der intransitive Realisierungstypus (2) doch nicht demselben Fakultativitätstypus an. Seine Wahl ist sozusagen fakultativer als die von (1), weil der pragmatische Spielraum des Produzenten größer ist.

Wenn nun Fakultativität nicht als Weglassbarkeit, sondern als die Summe von Wahl- und Abwahlfreiheiten definiert wird, so ist die theoretische "Entfernung" zwischen dem Typus *anrufen* und dem Typus *schreiben* nicht kleiner und nicht größer als die zwischen dem Typus *anrufen* und dem Typus *vertilgen* mit obligatorischer Zweitaktantenrealisierung:

(3) *Klaus vertilgt einen Kuchen.*

(3a) **Klaus vertilgt an/von/nach einem Kuchen.*

(3b) **Klaus vertilgt.*

Durch die Wahl des transitiven Realisierungstypus (3) hat man weder einen schwach transitiven noch einen intransitiven Realisierungstypus abgewählt (s. (3a)-(3b)). Demnach liegt hier Wahlzwang vor. Methodisch gesehen stellt Wahlzwang jedoch nicht das Gegenteil, sondern das eine Extrem von Wahlfreiheit dar. Die Zweitaktantenrealisierung bei *schreiben* ist fakultativer als die bei *anrufen*, und diese ist fakultativer als die Zweitaktantenrealisierung bei *vertilgen*. Nach den Gründen von Realisierungen und Nichtrealisierungen könnte vielleicht auch vor dieser Folie der Wahl- und Abwahlfreiheiten gesucht werden.

Die Moral von der Geschichte ist m.E., dass die empirische Forschung nicht die Aufgabe hat, sich - immerfort auf die Belange der Praxis hinweisend - in einem pauschalisierten theoretischen Rahmen zu bewegen, sondern die Aufgabe, die in einem adäquaten theoretischen Rahmen erzielten empirischen Ergebnisse den Bedürfnissen der Praxis angepasst zu vermitteln. Zugespitzt (und metaphorisch) formuliert: In Zeiten kopernikanischer Valenzsysteme geht es nicht mehr an, die Bewegung der Valenz-Atome im Rahmen von ptolemäischen Weltsystemen errechnen zu wollen und auf diese Weise einen längst veralteten Forschungsstand an die Praxis zu vermitteln.

4.2 Prinzip Valenzpotenz vs. Valenzrealisierung

Eine nicht nur aus den Wissenschaften, sondern auch aus der Alltagserfahrung bekannte Unterscheidung ist die zwischen Fähigkeit, Fertigkeit, Potenz, Disposition auf der einen Seite und Aktualisierung, Realisierung, Umsetzung auf der anderen. Wer schwimmen kann, schwimmt nicht ständig, wer raucht, raucht nicht permanent und wer intelligent ist, benimmt sich nicht immer intelligent.

Da Valenz seit Tesnière und den frühen Arbeiten von Admoni, Helbig, Grebe, Erben und Brinkmann mit größter Selbstverständlichkeit und zu Recht als eine Potenz/Fähigkeit aufgefasst wird, impliziert im Grunde die gesamte valenzielle Grundlagenforschung seit ihren Anfängen das Prinzip der Unterscheidung zwischen Potenz und Realisierung. Was fehlte und zum Teil immer noch fehlt, ist die explizite und konsequente Befolgung dieses Prinzips, die natürlich auch eine prinzipiengerechte Durchterminologisierung der Valenzforschung voraussetzt. Als Beispiel ließe sich erneut das o/f-Problem aufgreifen:

— Bekanntlich hat sich die Redeweise von o/f-Valenz bzw. von o/f-E(rgänzungen) - und u.U. auch von o/f-Angaben - eingebürgert. Was versteht man aber eigentlich unter einer o- oder f-E? Ist die E o/f oder deren Realisierung? Anders gefragt: Gehören die o- oder f-Merkmale zur Valenzpotenz des jeweiligen verbalen Valenzträgers (im Folgenden: VT), oder beziehen sich Obligatorik und Fakultativität auf die Realisierung einer grundsätzlich o/f-indifferenten Valenzpotenz?

Zu bedenken ist allerdings, dass das Prinzip eine Art Henne-Ei-Prinzip darstellt. Der absolute Primat der Potenz gegenüber der Realisierung ließe sich nur im Rahmen einer statischen und daher sprechwirklichkeitsfernen Valenztheorie vertreten, einer Theorie also, die der Valenzkreativität und dem Valenzwandel keine Aufmerksamkeit schenkte (Beleg nach Sauer mann 1985, 337):

- (4) *Frühlingsgewölke steigen über die finstere Stadt,
Die der Mönche edlere Zeiten schweigt* (Georg Trakl)

Zum konventionalisierten Wortschatz im heutigen Deutsch gehört das Verb *schweigen*, und auch die im Trakl-Vers realisierten Valenzrealisierungsmuster - das FOSP-Muster Subjekt-Akkusativobjekt und das INSP-Muster Agens-Patiens - gehören zu den konventionalisierten gegenwartsdeutschen Valenzschemata (s. Ickler 1990, 6; zu den Relationen der formalen und inhaltlichen Spezifität (FOSP bzw. INSP) und anderen Valenzrelationen s. Ágel 2000, 171ff.). Die Innovation (der Normverstoß) besteht lediglich in der normwidrigen Zuordnung eines normalen VT zu normalen Valenzrealisierungsmustern. Dadurch, dass der Zweitaktantenrealisierung gar kein Zweitaktant in der Valenzpotenz von *schweigen* entspricht, wird beim Leser der Eindruck (strukturell) erzwungen, dass der VT zweiwertig ist. Der Zweitaktant wird nicht *via* Valenz, sondern *via* Valenzrealisierungsstruktur "zugewiesen", die Innovation geht aus dem Konflikt zwischen "Strukturerwartung" und "Strukturrealität" (Welke 1995, 171) hervor.

4.3 Prinzip Valenzbegriff vs. Valenzrelation vs. Valenztest

Angesichts des Umstands, dass der Phänomenbereich der Valenzforschung transzendiert ist, ist der Theoriepluralismus nicht verwunderlich und grundsätzlich auch zu begrüßen. Die Erfahrung lehrt ja, dass der linguistische Monotheismus mehr empirischen und methodologischen Schaden anrichtet, als er theoretischen Nutzen bringt. Zu begrüßen ist der Theoriepluralismus allerdings nur unter der Voraussetzung, dass das Verhältnis der zentralen Theorieelemente zueinander

methodisch geklärt ist. Zu den zentralen Theorieelementen sind auch der Valenzbegriff, die Valenzrelationen und die Valenztests zu rechnen:

Unter einem Valenzbegriff ist eine geordnete Menge von Valenzrelationen zu verstehen, wobei ein Valenzbegriff natürlich auch mit einer einzigen Valenzrelation identisch sein kann. Geordnet ist die Menge der Valenzrelationen zu nennen, wenn der Valenztheoretiker das Verhältnis der einzelnen Relationen zueinander explizit gemacht und begründet hat. Die Begründung sollte empirisch fundiert sein, aber auch eine theoretische Komponente beinhalten. Theoretische Komponenten sind z.B. der extensionale Unabhängigkeitsnachweis bei Jacobs (1994, 33ff.) oder die Trennung und Aufeinanderbeziehung der Form- und Bedeutungsrelationen in der IDS-Grammatik (1997, 1027ff.).

Wenn wir nun davon ausgehen, dass eine Valenzrelation eine spezifische Art von Relation zwischen einem VT und einem Aktanten ist, dann ist es denkbar, dass (a) ein Aktant nicht nur eine einzige Valenzrelation zu einem VT eingeht und dass (b) verschiedene Aktanten desselben VT nicht unbedingt in derselben/denselben Valenzrelation(en) zum VT stehen. Hieraus folgt, dass die Valenz (= ein Valenzbegriff) unter Anwendung eines einzigen Tests nur im Grenzfall, wenn sie nämlich auf einer einzigen Valenzrelation beruht, geprüft werden kann. Getestet werden können hingegen (im Optimalfall) die einzelnen Valenzrelationen oder wenigstens bestimmte Eigenschaften, die stark mit Valenzrelationen assoziierbar sind. Dabei hat der Valenztheoretiker die Aufgabe, explizit zu machen und mit Argumenten zu untermauern, welcher Test welcher Valenzrelation oder welchen Eigenschaften von welchen Valenzrelationen zuzuordnen ist. Umgekehrt hat der Valenzempiriker explizit zu machen, auf welche Valenzrelation oder auf welche mit einer Valenzrelation assoziierbare Eigenschaft er sein Augenmerk richtet, wenn er etwa die Valenzrealisierungsverhältnisse in einer Textsorte untersucht.

4.4 Prinzip der Valenzviabilität

Die Valenztheorie ist wie alle modernen Grammatik(teil)theorien unter dem expliziten oder stillschweigenden Primat der Synchronie (als methodologischer Grundlage) und der Gegenwartssprache(n) (als empirischer Grundlage(n)) entstanden. Und es ist bis auf den heutigen Tag generell so, dass die sprachhistorischen Abläufe und deren Theorien (die Sprachwandeltheorien) von den Valenz- und anderen Grammatiktheoretikern kaum beachtet werden. Im besten Falle werden sie für interessante Themen und Theorien gehalten, die aber die eigene Arbeit im Grunde nicht tangieren. Ich denke, diese Einstellung stellt eine der gewaltigsten methodologischen Entgleisungen des 20.Jhs. dar (Ágel 2002a). Gegenwartsgrammatiker, die die sprachgeschichtlichen Abläufe nicht kennen oder sich für diese nicht interessieren, stilisieren nicht nur nachweisbare Grammatikalisierungsprozesse zur Grammatik hoch (s. auch Leiss 1992, 157), sondern sie konstruieren mitunter auch grammatische Systeme, die außerhalb historisch nachweisbarer Grammatikalisierungen liegen.

Als nichtvalenzielles Beispiel ließe sich etwa das Genitivflexiv *-(e)n* des Adjektivs in einer NP ohne Determinans (Typ: *leichten Schrittes*) anführen. In einer Reihe von Gegenwartsgrammatiken wird die Auffassung vertreten, dass es sich hier um ein starkes Adjektivflexiv handelt (vgl. zuletzt die IDS-Grammatik 1997, 47). Eine bedauerliche praktische Konsequenz davon ist, dass die Adjektivdeklinationslehre auch im FU gemäß dieser Auffassung unterrichtet wird.

Sprachhistorisch stellt sich jedoch die Frage, wie sich diese Konzeption mit der Tatsache vereinbaren lässt, dass sich im 17./18. Jh. ein Sprachwandel des Typs *leichtes* > *leichten Schrittes* vollzog (Ágel 2000a, 1859). Wenn die heutige Adjektivform *leichten* stark flektiert sein soll, müsste die frühere Form *leichtes* ja erst recht als stark eingestuft werden. Die Konklusion ist entweder die, dass im 17./18. Jh. ein starkes Genitivflexiv durch ein anderes starkes, oder die, dass ein besonders starkes Genitivflexiv durch ein weniger starkes ersetzt wurde. Wie man sieht, haben wir die Wahl lediglich zwischen zwei Absurditäten.

Um derartigen Absurditäten vorzubeugen, habe ich ein Prinzip, das auch für die Valenzforschung von Belang sein könnte, vorgeschlagen, das Prinzip der Viabilität (Ágel 2001):

Jede linguistische Beschreibung (bzw. Erklärung) muss mit der Beschreibung (bzw. Erklärung) der Geschichte des zu beschreibenden (bzw. zu erklärenden) Phänomens konform sein.

Bezogen auf grammatische Strukturen:

Die Beschreibung (bzw. Erklärung) einer aktuellen Struktur ist viabel, wenn sie sich in die Beschreibung (bzw. Erklärung) der Geschichte der Struktur fügt.

Viabilität lässt sich auf drei Ebenen - Empirie, Methode und Theorie - untersuchen:

1. Empirische Viabilität meint die Angemessenheit der Daten vor dem Hintergrund sprachgeschichtlicher Abläufe, d.h. die Viabilität der zu beschreibenden (und zu erklärenden) Daten.
2. Methodische Viabilität meint die Angemessenheit der Herangehensweise an die zu beschreibenden (und zu erklärenden) Daten vor dem Hintergrund sprachgeschichtlicher Abläufe, d.h. die Viabilität des Instrumentariums, der Begrifflichkeit, der Datenanordnung und der Aufbereitung der Daten für die Theoriebildung.
3. Theoretische Viabilität meint die Angemessenheit der Interpretation der Daten vor dem Hintergrund sprachgeschichtlicher Abläufe, d.h. die Viabilität der Norm- und Regelgebung und der Erklärungen.

Von Belang für eine valenzielle "Prinzipienlehre" ist die methodische Viabilität. Ein Problem, das m.E. jede Valenztheorie betrifft, ist, dass man denselben begrifflichen Apparat auf analog und digital strukturierte Daten anwendet (zum

Nachfolgenden s. Ägel 1999 und 2002a). Charakteristisch für analoge Strukturierungen wie etwa für objektsprädikativische, AcI-, (*sich*) *lassen*- und Infinitivkonstruktionen ist es, dass sie keine formale Trennung funktionaler Domänen erlauben, während digitale Strukturierungen eher dem Frege-Prinzip folgen, z.B.

(5a) *Ich meinte ihn schon über alle Berge.*

(5b) *Ich meinte, dass er schon über alle Berge ist.*

Typisch für den Typ (5a) ist, dass es im Gegensatz zu (5b) keine formale Trennung zwischen propositionaler Einstellung und Proposition gibt. (5a) ist analog, (5b) dagegen digital strukturiert. Historisch gesehen sind die analogen Valenzrealisierungsmuster von epistemischen Sprechaktverben wie *meinen* älter als die digitalen Typen. Beispielsweise ist epistemisches *behaupten* 'eine Meinung, Vermutung aufstellen' nach dem FWB erst in einem Wörterbuch aus dem Jahre 1564 belegbar. Belege mit performativen Obersätzen, d.h. digital strukturierte Belege, gibt es jedoch erst aus dem 17.Jh. Auch bei epistemischem *schätzen* 'denken, meinen' stammt nach dem DWB der erste Beleg mit performativem Obersatz (also nicht: *jmd. schätzt jmdn. etw.*) aus dem 17.Jh. (aus dem "Simplicissimus").

Das überzeugendste Beispiel von den von mir untersuchten Verben stellt *scheinen* (*jmd. scheint ... (zu) sein/jmdm. scheint, dass .../es scheint (jmdm.), dass ...*) 'den Eindruck machen/den Eindruck haben' dar:

Die DWB-Erstbelege sind alle frnhd.: *scheinen* mit reinem Inf. bei Luther; *scheinen* mit *zu*+Inf. im "Reineke Fuchs"; *es scheint* mit *als-ob*-Satz in der Luther-Bibel und *es scheint* mit *dass*-Satz bei Rompler v. Löwenhalt (1647). Die Struktur mit Dativvalenz des Obersatzverbs (*es scheint jmdm., dass .../jmdm. scheint, dass*) wird nicht nachgewiesen. Paul (1992) belegt die Konstruktion mit *zu*+Inf. bei Stieler (*Er scheint ein ehrlicher Mann zu seyn*). Die Konstruktionen mit performativen Obersätzen (*jmdm. scheint, dass .../es scheint (jmdm.), dass ...*) bilden sich jedoch erst im 18.Jh. heraus.

Warum stellt nun *scheinen* das überzeugendste Beispiel dar?

Mit Vorsicht lassen sich hier nämlich auch Zwischenstadien der Digitalisierung rekonstruieren (wobei die Rekonstruktion auf schwachen empirischen Füßen steht und daher auch recht grobmaschig ist):

- 1) *scheinen* mit reinem Inf.;
- 2) *scheinen* mit *zu*+Inf.;
- 3) *es scheint, dass ...*;
- 4) *es scheint jmdm., dass ...*

Von diesen Strukturen existiert der analoge Prototyp (Nr.1) im heutigen Deutsch nicht mehr. Doch die ebenfalls analoge Nr.2 kohabitert friedlich mit den digitalen Strukturen Nr.3 und Nr.4.

Was sind die valenzmethodologischen Schlüsse, die man aus dieser Faktenlage ziehen könnte. Ich zähle einige auf:

1. FOSP stellt die Grammatikalisierung (auch) der Statusrektion dar;
2. Man definiert die Statusrektion entweder als eine Valenzrelation, die grammatikalisierungshierarchisch FOSP untergeordnet ist, oder man nimmt die historischen Abläufe zum Anlass, die Statusrektion nicht zu den Valenz-Relationen zu rechnen;
3. Wie immer man auch verfahren mag, der Infinitiv ohne/mit *zu* bei *scheinen* stellt kein Vorkommen einer digitalen E-Klasse dar;
4. Folglich lässt er sich auch nicht als eine Formvariante des (digitalen) *dass*-Satzes beschreiben. (Die führenden deutschen Gegenwartsgrammatiken - s. Eisenberg 1999, 354 und die IDS-Grammatik 1997, 1284 - haben zwar von der Hebungsverbanalyse von *scheinen* Abschied genommen, doch nicht aus Nichtviabilitätsgründen.)

Aus dieser kurzen Skizze zur Valenzviabilität am Beispiel von Analogizität vs. Digitalität lässt sich m.E. ein Prinzip folgern, das genannt werden könnte:

4.5 Prinzip Universalität vs. Historizität von Valenzrelationen

Da historisch gesehen digitale Strukturierungen jünger sind als analoge und da typischerweise letztere von ersteren verdrängt oder in sprachsoziologischem Sinne überlagert werden, hat man wohl damit zu rechnen, dass es Sprachen und/oder Varietäten gibt, die (noch) rein analog strukturiert sind, dass es welche gibt, die (bereits) tendenziell digital strukturiert sind, und schließlich muss man mit einer Reihe von Übergangsfällen rechnen.

Valenzmethodologisch stellt sich daher die Frage, ob die von Valenztheoretikern postulierten Relationen universal gültig oder historisch kontingent sind.

Diese Frage lässt sich generell wohl nicht beantworten, und auch was die einzelnen Relationen anbelangt, bedürfte es ausgedehnter Valenzuntersuchungen zur Gegenwart und Geschichte zahlreicher - auch nicht indoeuropäischer - Sprachen, um zu empirisch abgesicherten Ergebnissen zu gelangen. Das Problem, um das es hier geht, kann ich daher nur tentativ und empirisch unverbindlich andeuten.

Die Frage, der ich anhand eines kurzen Vergleichs Ahd.-Nhd. nachgehen möchte, ist, ob die FOSP-Relation (eine Art formaler Rektionsrelation), wie sie von Jacobs (1994) definiert wird, universal gültig oder historisch kontingent ist.

Das theoretisch entscheidende (und zugleich kritische) Moment der Jacobs'schen FOSP-Definition ist die Komponente, dass ein Rektum mindestens ein Formmerkmal aufzuweisen habe, das eine spezifische Eigenschaft des Regens sei. M.a.W., der +FOSP-Status einer Konstituente ist nur mit Formmerkmalen zu begründen, die aus Regeln, die von diesen Formmerkmalen unabhängig sind, nicht abgeleitet werden können (vgl. Jacobs 1994, 23): Es handelt sich um (aus der Sicht des einzelnen VT) unprädictable Formmerkmale. Beispielsweise sind Instrumentalbestimmungen bei Handlungsverben in dem Sinne vorhersagbar, dass nach unserem Welt- und Sprachwissen Handlungen Instrumente implizieren oder zumindest zulassen. Deshalb kann eine *PPmit_{DAT}* mit Instrumentalbedeutung nicht als eine spezifische Eigenschaft eines einzelnen VT aufgefasst werden (*waschen mit*

der Maschine). Umgekehrt ließe sich wohl keine Regel aufstellen, aus der die $PP_{auf_{AKK}}$ des VT *verzichten* abgeleitet werden könnte.

Das Problem mit dem (Un)Vorhersagbarkeitskriterium ist allerdings, dass die Dichotomie, die die Beispiele nahelegen, in der empirischen Wirklichkeit nicht existiert: Die überwiegende Mehrheit der lexematisch (mit)gesteuerten nichtverbalen Konstituenten in der Umgebung deutscher VT befindet sich entlang einer Skala zwischen dem Pol $PP_{auf_{AKK}}$ bei *verzichten* und dem Pol Instrumentalbestimmung. Wollte man das Kriterium rigoros nur auf den Typus $PP_{auf_{AKK}}$ bei *verzichten* anwenden, hätte man wohl Mühe, auch nur zehn deutsche Verben zu finden, die als Regentien in Frage kämen.

Realistischerweise hat man also mit Abstufungen der (Un)Vorhersagbarkeit zu rechnen. In Anlehnung an das PP-Stufenmodell von Eva Breindl (1989, 33ff.) und dieses ergänzend, um es auch auf nichtpräpositionale Konstituenten anwendbar zu machen, ließe sich die folgende FOSP-Skala aufstellen (die Stufen (1)-(3) und (5) stammen von Breindl):

- 1) einzelverbspezifisch und damit nicht vorhersagbar, z.B. *verzichten auf*;
- 2) verbsubklassenspezifisch vorhersagbar, z.B. $PP_{mit_{DAT}}$ bei symmetrischen Verben wie *sich unterhalten*, *sich verbünden mit*;
- 3) verbklassenspezifisch vorhersagbar, z.B. $PP_{mit_{DAT}}$ mit Instrumentalbedeutung bei Handlungsverben;
- 4) wortklassenspezifisch vorhersagbar, z.B. die Subjektskonstituente beim deutschen Verb;
- 5) (mit weitgehend fester, vorhersagbarer Form) frei hinzufügbare, z.B. *vor Wut*, *aus Angst*.

Stufe 1 könnten wir die prototypische +FOSP, Stufe 5 die prototypische –FOSP nennen. Der typische Streitapfel ist und war Stufe 3, hier sprach man schon in den 80er Jahren von “middles“ (Somers 1987), später von “Ergänzungen der Peripherie“ (Engel 1992).

Mir scheint, dass Stufe 3 auch historisch eine zentrale Rolle spielt. Die überwiegende Mehrheit der FOSP-Relationen im Ahd. ist nämlich verbklassenspezifisch vorhersagbar. Bei diesem Typus scheint die Grammatikalisierung ihren Anfang zu nehmen, und zwar gleich in zwei Richtungen: einerseits in Richtung Generalisierung, andererseits in Richtung Spezifizierung (Lexematisierung) der Formkodierung. Die Generalisierung führt zur Wortklassenspezifität, dies ist der Fall der Subjektskodierung. Die Spezifizierung führt über die Verbsubklassenspezifität zur Einzelverbspezifität. Dies ist der Fall bei einer Reihe von Genitivverben und Verben mit Präpositionalkodierung.

Empirische Indizien kommen vor allem aus den Arbeiten, die sich historisch mit dem Genitivproblem beschäftigen. Genitiv-Akkusativ-Alternanz gebe es nach Elisabeth Leiss (1991) nur bei perfektiven Verben und drücke die Opposition Indefinitheit vs. Definitheit aus. Nach der theoretischen Konkurrentin, der Aspekthypothese von Karin Donhauser (1998), sei der Akkusativ/Genitiv-Wechsel bei

aterminativen Verben zu beobachten derart, dass die Akkusativ-Verb-Verbindung eine terminative, die Genitiv-Verb-Verbindung hingegen eine nicht-terminative Lesart erzeuge. Donhauser schränkt ihre Aspekthypothese auf den sog. strukturellen Genitiv (bei zweiwertigen Verben) ein. Die sonstigen Genitivverben, die dreiwertig sind und mit dem sog. lexikalischen Genitiv vorkommen, teilt sie in die semantischen Subklassen "I Verba der Trennung", "II Verba des Füllens und Beladens" und "III sprechaktbezeichnende Verben" ein (1998, 81f.). Beiden Theorien gemeinsam ist es, dass sie die Alternanz mit Hilfe unabhängiger Regeln erklären und dass die Kategorie des Aspekts in beiden Theorien zentral ist.

Meine Hypothese ist nun, dass die ahd. FOSP-Skala nur aus drei Stufen – 2, 3 und 5 – besteht. Nicht vorhersagbare bzw. wortklassenspezifisch vorhersagbare Konstituenten (kategoriale Rektion) existieren noch nicht. Die Subjektskonstituente ist noch verbklassenspezifisch vorhersagbar, da Verben mit einem Vorgangs-/Zustandsträger wie *mih hungirit, durstit, lustit* ergativisch kodiert sind. Infolgedessen besteht nicht nur ein extensionaler, sondern auch ein intensionaler Unterschied zwischen den Möglichkeiten, FOSP-Auffassungen bezogen aufs Ahd. und sie bezogen aufs Nhd. zu etablieren. Und wenn man sogar mit einem sehr strengen (Un)Vorhersagbarkeitskriterium arbeiten würde, das nur stark grammatikalisierte Rektionsbeziehungen - Relationen der Stufe 1 - als FOSP zuließe, so ließe sich bezogen aufs Ahd. wohl gar keine FOSP-Relation etablieren. So oder so, die Universalität (= Nichthistorizität) der FOSP-Relation kann in Zweifel gezogen werden.

4.6 Prinzip der valenztypologischen Adäquatheit

Ich denke, dieses Prinzip bedarf keiner besonderen Begründung, schließlich geht es im Rahmen der gesamten strukturellen Valenzrealisierungstheorie, d.h. im Bereich der Mikro-, Meso- und Makrorealisierungen (Ágel 2000, 215ff.), hintergründig immer darum, die Valenztheorie typologisch adäquat oder adäquater zu machen (vgl. hierzu auch den Beitrag von Klaus Fischer im vorliegenden Band). Doch das Prinzip der valenztypologischen Adäquatheit tangiert nicht nur die Problematik der strukturellen Valenzrealisierungsmuster, sondern auch alle anderen Grundfragen der Valenztheorie, so z.B. auch die VT-Theorie:

Deutsch:

- (6a) *Peter wäscht das Kind.*
- (6b) *Peter wäscht sich.*
- (6c) *Peter wäscht sich und das Kind.*
- (6d) *Peter wäscht sIch und das KInd.*
- (6e) *Peter wäscht nicht sIch, sondern das KInd.*

Englisch:

- (7a) *Peter is washing the child.*
- (7b) *Peter is washing (himself).*
- (7c) *Peter is washing (vs. Peter is watching.)*
- (7d) *Peter is washing himself and the child.*

Russisch:

(8a) *Petr moet rebenka.*

(8b) *Petr moetsja.*

(8c) **Petr moetsja i rebenka.*

(8d) *Petr moet sebia i rebenka.*

Der deutschen sog. reflexiven Konstruktion (6b) entspricht nicht notwendigerweise eine reflexive Konstruktion im Englischen (vgl. Dixon 1992, 58): Das Reflexivum kann, muss aber nicht realisiert werden (s. (7b)). Folglich ist (7c) ambig: 'Peter wäscht sich' oder 'Peter wäscht'. Scheinbar merkwürdigerweise ist jedoch *Peter is watching* nicht ambig, denn der Satz kann nicht in dem Sinne verstanden werden, dass Peter sich selbst beobachtet.

Deutschen Sätzen mit sog. reflexiven Konstruktionen, die ja nach herkömmlicher Auffassung immer transitiv sind, entsprechen im Englischen mitunter intransitive Sätze ohne Reflexivum. Medialität (intransitive Rückbezüglichkeit) muss im Englischen nicht gesondert markiert werden. Umgekehrt muss Reflexivität (transitive Rückbezüglichkeit) explizit kodiert sein.

Im Gegensatz zum Englischen ist der Einsatz des intransitiven oder transitiven Realisierungsmusters im Russischen bei keinem Verb optional: Der deutschen reflexiven Konstruktion entspricht ein intransitives Verb mit dem Medialmarker *-sja* (s. (8b)). Dass das russische Medialverb tatsächlich intransitiv ist, bestätigt auch die Koordinationsprobe (s. (8c)). Wenn eine grammatisch korrekte Koordination erzielt werden soll, muss der Reflexivmarker *sebia* eingesetzt werden (s. (8d)).

Zwischenbilanz: Die Kodierung der Opposition medial vs. reflexiv ist im Russischen ikonisch, im Englischen sozusagen halbikonisch (die Setzung des Markers drückt Reflexivität, die Nichtsetzung - je nach transitivem Verb - Medialität (*to wash*) oder Indefinitheit/Diskursungebundenheit (*to watch*) aus.

Und im Deutschen?

Mir scheint, dass die deutsche Kodierung ikonisch ist, nur die Kodierungstechnik weicht von der des Englischen oder des Russischen ab.

Gewiss hat manch ein Leser sich über das Fragezeichen in (6c) gewundert. Das ist kein Zufall. Wir sind alle Kinder der Grammatik- und Sprachtheorien des 20. Jhs. Und eines der Markenzeichen dieser Theorien ist es, dass sie faktisch monodimensional arbeiten, d.h., dass sie die Prosodie außer Acht lassen, als wäre diese keine inhärente Eigenschaft von Sprachzeichen. Diese skriptizistische Einstellung hat dann zu einem Dissens zwischen dem empirisch-faktischen und dem theoretischen Gegenstand der Sprachwissenschaft des 20. Jhs. geführt (s. Ágel/Kehrein 2002).

Was die Koordination im Deutschen anbelangt, hat eine (allerdings nicht repräsentative) akustische Analyse, für die ich Roland Kehrein (Forschungsinstitut für Deutsche Sprache, Deutscher Sprachatlas, Marburg) dankbar bin, gezeigt, dass die korrekte Äußerung nicht (6c), sondern (6d) ist: mit Äußerungsakzenten auf den Silbenkernen von *sich* und *Kind*. Dasselbe gilt übrigens auch für die Korrektur-

situation - herkömmliche Bezeichnung: Kontrastierung - in (6e). Korrekte Äußerungen scheinen in beiden Typen von Fällen ein prosodisches Emphasesignal vorzusetzen.

Es ist aus der Theorie der strukturellen Valenzrealisierung bekannt, dass man Emphasesignale mit und ohne strukturelle Expansion unterscheiden kann. Wenn der strukturelle Normalfall die Mikrorealisierung ist, lässt sich die Makrorealisierung als Emphasesignal einsetzen (strukturelle Expansion). Bei Makrorealisierung als Normalfall muss dagegen auf Emphasesignale ohne strukturelle Expansion (Prosodie, Wortstellung) zurückgegriffen werden. Genau das ist bei unseren Beispieltypen mit Koordination und Korrektur der Fall. Da das dt. *sich* im Gegensatz zum russischen Medialmarker *-sja* makrorealisiert ist, wird bei Koordination und Korrektur ein prosodisches Emphasesignal eingesetzt. Wie aus der Gegenüberstellung von (6c) mit (6d-e) ersichtlich und wie nicht anders zu erwarten, verändert die Emphase den grammatischen Status der Konstruktion: Der eher intransitive Normalfall (*sich waschen*) wird transitiviert, indem das nicht-emphatische, mediale *sich* emphatisiert und dadurch reflexiviert wird.

Valenzträgertheoretisches Fazit, das aus dem typologischen Vergleich zu ziehen ist: Medialverben wie *sich waschen*, *rasieren*, *kämmen* und andere sind eher als intransitiv zu beschreiben, ihr (mediales) *sich* stellt also keine E dar, sondern gehört zum VT. Durch emphatische Realisierung kann das mediale *sich* allerdings reflexiviert und zu einer E gemacht werden.

Dieses Ergebnis impliziert mindestens dreierlei:

1. Nicht nur zwischen E und A gibt es eine bestimmte Dynamik (im Sinne der dynamischen Valenz von Sadziński 1989), sondern auch zwischen VT und E: Eine Änderung der Valenzrealisierungsbedingungen kann nicht nur die Valenzrealisierung, sondern auch den Umfang des VT und damit auch die Valenzpotenz ändern;
2. Die Untersuchung der strukturell normalen Valenzrealisierung ist von der der emphatischen sorgfältig zu trennen;
3. Bei Anwendung von Testverfahren muss u.U. damit gerechnet werden, dass der Test den grammatischen Status der getesteten Konstruktion verändert.

Die zwei letzten Punkte sollten m.E. zu eigenen Prinzipien generalisiert werden:

4.7 Prinzip unmarkiert vs. markiert

Bei diesem Prinzip geht es einerseits darum, die Untersuchung der strukturell normalen Valenzrealisierung von der der emphatischen und elliptischen zu trennen. Andererseits darum, die Untersuchung von unmarkierten Kategorien von der der markierten zu trennen. Die Beispiele hierfür sind aus der Theorie der strukturellen Valenzrealisierung hinlänglich bekannt. Ich verweise nur auf die Interpretation der indikativen vs. imperativen Valenzrealisierung im Deutschen (Ágel 2000, 225f.) und auf Kerstin Blumes Arbeit über markierte Valenzen (Blume 2000). Auch die Behandlung der *sich*-Problematik (s. 4.6 oben) gehört teilweise in diese Rubrik.

4.8 Prinzip der getesteten Tests

Bei Anwendung von Testverfahren muss u.U. damit gerechnet werden, dass der Test den grammatischen Status der getesteten Konstruktion verändert (s. 4.6 oben). Auch bei den in der Valenztheorie üblichen Transformationstests wie beispielsweise dem *geschehen*-Test oder der *und-zwar*-Probe muss davon ausgegangen werden, dass Transformand und Transformat nicht bezeichnungsäquivalent sind.

Doch nicht nur die Transformation kann das Ergebnis entstellen, sondern auch die Transformanden. Dies ist im Prinzip bekannt, ich bin mir allerdings nicht sicher, ob man daraus auch immer die nötigen Konsequenzen zieht. Als Beispiel ließe sich die sehr beliebte Weglassprobe anführen. Man kann sie z.B. auf eine beliebige Erstaktantenrealisierung anwenden und feststellen, dass diese obligatorisch zu realisieren ist. Oder man kann sie etwa auf die Lokalbestimmung bei *liegen* anwenden und feststellen, dass diese ebenfalls obligatorisch zu realisieren ist. Aber wirklich *ebenfalls*?

Einschlägig und methodologisch sehr instruktiv ist die Auffassung von Gilbert Lazard (1995, 153f.), nach der man zwei verschiedene Typen von Notwendigkeit zu unterscheiden hat. Es sei etwas anderes, wenn ein bestimmter Aktant bei jedem beliebigen VT einer gegebenen Sprache obligatorisch ist, und wieder etwas anderes, wenn ein bestimmter VT einen bestimmten Aktanten fordert. In diesem Sinne sei der Makroerstaktant im Deutschen obligatorisch (= wortklassenspezifisch/kategorial notwendig), während etwa die Lokalbestimmung von *liegen* gefordert (= verbspezifisch/lexikalisch notwendig) sei. Der Test hat den Valenz- und Valenzrealisierungsstatus der zwei grundverschiedenen Typen von Transformanden eher verdeckt, als dass er ihn klären geholfen hätte (mehr dazu in Ágel 2000, 239ff.).

Das Prinzip soll vor theoretisch nicht abgesicherten und/oder methodisch unüberlegten Testeinsätzen warnen.

4.9 Prinzip der Produktivität

Wie in 4.5 erwähnt, unterscheidet Karin Donhauser bereits bezogen aufs Ahd. zwischen strukturellem und lexikalischem Objektgenitiv. Der eine ist (aspekt-)kategorial gesteuert, der andere durch verbsubklassenspezifische Bedeutungsmuster. Doch ist der lexikalische Genitiv genauso wenig idiosynkratisch wie der strukturelle, nur ist er nicht mehr produktiv. Deshalb möchte ich den Termini strukturell/lexikalisch lieber die Termini produktiv/nichtproduktiv vorziehen. Die Kategorie des produktiven Genitivs löst sich im Frnhd. auf, während der nichtproduktive Genitiv bis heute relikthaft bestehen bleibt.

Die methodologische Frage ist die: Sollten die E-Klassifikationen Produktivitätsunterschiede reflektieren oder nicht? Hat etwa das nhd. Genitivobjekt denselben E-Status wie das nhd. Akkusativobjekt?

In einem leider wenig beachteten Aufsatz beantwortet Klaus Welke (1994) die erste Frage mit einem Ja und Fragen wie die zweite mit einem Nein. Er schlägt eine Satzmodell-Theorie vor, in der Satztypen und Varianten (bzw. Nebenmodelle)

unterschieden werden. Satztypen werden durch strukturelle Kasus konstituiert, die idiosynkratisch durch lexikalische Kasus überschrieben werden können (ebd., 235). Ein Kriterium für strukturelle Kasus ist dabei, dass sie produktiv, d.h. "über die Grundvalenz hinaus hinzufüßbar" sind (ebd.). Letztendlich versucht Welke die hierarchischen Relationen zwischen Valenzrealisierungsmustern derart abzubilden, dass dadurch die kreativen syntaktischen Potenzen, die in den VTn stecken, modellhaft sichtbar gemacht werden.

Ein anderes Beispiel - übrigens auch für das Prinzip der valenztypologischen Adäquatheit - sind die heute nicht mehr produktiven Ergativverben wie

(9a) *Mich friert.*

(9b) *Ich friere.*

Man scheint sich einig zu sein, dass *mich* in *mich friert* eine Akkusativ-E ist (s. etwa Engel 1994, 171; IDS-Grammatik 1997, 1079). Daraus folgt, dass herkömmlicherweise angenommen wird, dass der Typ (9a) eine subjektlose Konstruktion darstellt. Folglich kann der Typus *mich friert* u.U. zum Anlass genommen werden, mit ihm gegen die kategoriale Rektion (wortklassenspezifische Prädiktabilität) des Subjekts zu argumentieren und sich somit dem Tesnière'schen Diktum *un actant comme les autres* anzuschließen.

Tesnières *un actant comme les autres* bezieht sich allerdings auf die Unterordnung des Erstaktanten unter das Zentralregens und nicht auf dessen Gleichstellung mit den anderen Aktanten (s. Ágel 2000, 83ff.). Auch ansonsten ist die Argumentation methodologisch zweifelhaft, schließlich argumentiert man mit Hilfe von wenigen Ausnahmen nicht für, sondern gegen eine Regel. Dabei ist unter Ausnahme etwas Ähnliches zu verstehen wie im Falle des Genitivs: die Zuweisung eines Objektskasus ist nicht mehr produktiv. Es geht also um einen nichtproduktiven (lexikalischen) Akkusativ, der von dem produktiven (strukturellen) Akkusativ deutlich unterscheidbar und auch deutlich zu unterscheiden ist. Die nichtproduktive Akkusativ-E funktioniert analog zu dem Absolutivsubjekt der Ergativsprachen. Funktionstypologisch ist es also ein ergativsprachliches Subjekt, das formtypologisch in akkusativsprachlicher Morphologie erscheint (Ágel 1997, 175ff.).

Auch hier lautet die Frage: Sollten die produktive und die nichtproduktive Akkusativ-E ihren identischen E-Status beibehalten? Und auch hier könnte als Gewährsmann des Nein Welke (1994) herangezogen werden.

4.10 Prinzip der Integration von Valenzrealisierung und Wortstellung

Bekanntlich ist es ein großes geerbtes Manko sowohl der Dependenzgrammatik wie auch der Valenztheorie, dass Wortstellungsphänomene nicht gebührend beachtet und behandelt werden. Wohl auch deshalb nicht, weil es an methodologischen Überlegungen mangelt, die die theoretische Integration fördern könnten.

In der Dependenzgrammatik hat sich diese unbefriedigende Situation mit dem Erscheinen der Syntax von Hans-Werner Eroms (2000) schlagartig geändert. Die

valenztheoretische Integration lässt sich hingegen immer noch auf sich warten. Wohl deshalb, weil der theoretische Druck vom Deutschen her, dessen Makrorealisierungen topologisch ja relativ ungebunden sind, gering ist. Dagegen würde etwa ein deutsch-englischer Vergleich einen die Topologie integrierenden valenztheoretischen Begriffsrahmen erforderlich machen (vgl. hierzu auch den Beitrag von Klaus Fischer im vorliegenden Band).

Eine wertvolle Vorarbeit, auf die man vielleicht zurückgreifen könnte, ist Tadeusz Milewskis (1967) Einteilung der Sprachen in exzentrische und konzentrische und die weitere Unterteilung der Klasse der exzentrischen Sprachen in positionale und flektive (s. auch Bossong 1980, 6). Dies ist so zu interpretieren, dass sich Makrodeixis positional (z.B. Englisch, Chinesisch) oder flektiv (z.B. Deutsch, Japanisch) realisieren lässt, während bei der Mikrodeixis (konzentrische Sprachen) eine analoge Binnengliederung nicht möglich ist. Daraus folgt, dass man mit zwei Typen von Makrorealisierung zu rechnen hat, die natürlich auch kombiniert auftreten können: topologisch (= positional) und grammemisch (= flektiv und/oder adpositional):

(10a) *My friend writes a letter to her.*

(10b) *My friend writes her a letter.*

(11a) **My friend writes to her a letter.*

(11b) **My friend writes a letter her.*

Hier geht es um eine komplementäre Makrorealisierung. Dabei ist die grammemische Komplementarität (im Beispiel: der PP *to her* und der NP *her*) topologisch gesteuert. M.a.W., die exzentrische Dritttaktantenrealisierung ergibt sich aus der obligatorischen Kombination des topologischen mit dem grammemischen Typus der Makrorealisierung.*

5. Literatur

- Ágel, Vilmos (1997): *Reflexiv-Passiv, das (im Deutschen) keines ist. Überlegungen zu Reflexivität, Medialität, Passiv und Subjekt*. In: Dürscheid, Ch./Ramers, K. H./Schwarz, M. (Hgg.): *Sprache im Fokus*. Tübingen, 147-187.
- Ágel, Vilmos (1999): *Grammatik und Kulturgeschichte. Die raison graphique am Beispiel der Epistemik*. In: Gardt, A./Haß-Zumkehr, U./Roelcke, Th. (Hgg.): *Sprachgeschichte als Kulturgeschichte*. Berlin/New York, 171-223.
- Ágel, Vilmos (2000): *Valenztheorie*. Tübingen.
- Ágel, Vilmos (2000a): *Syntax des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts*. In: Besch, W./Betten, A./Reichmann, O./Sonderegger, St. (Hgg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Aufl. Bd.2. Berlin/New York, 1855-1903.
- Ágel, Vilmos (2001): *Gegenwartsgrammatik und Sprachgeschichte. Methodologische Überlegungen am Beispiel der Serialisierung im Verbalkomplex*. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 29, 192-204.

* Ich danke für die Unterstützung, die mir im Rahmen eines SZPÖ bzw. von OTKA (T 034340 NYE) zuteil wird.

- Ágel, Vilmos (2002): *Wort- und Ausdrucksvalenz(träger)*. In: Fischer, K./Roe, I. (eds.): *Valency in Practice*. Frankfurt am Main etc. [im Druck]
- Ágel, Vilmos (2002a): *Prinzipien der Grammatik*. In: Lobenstein-Reichmann, A./Reichmann, O. (Hgg.): *Neue historische Grammatiken des Deutschen*. Tübingen. [im Druck]
- Ágel, Vilmos /Kehrein, Roland (2002): *Das Wort – Sprech- und/oder Schreibzeichen? Ein empirischer Beitrag zum latenten Gegenstand der Linguistik*. In: Ágel, V./Gardt, A./Haß-Zumkehr, U./Roelcke, Th. (Hgg.): *Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension*. Festschrift für Oskar Reichmann zum 65. Geburtstag. Tübingen, 3-28.
- Blume, Kerstin (2000): *Markierte Valenzen im Sprachvergleich: Lizenzierungs- und Linkingbedingungen*. Tübingen.
- Breindl, Eva (1989): *Präpositionalobjekte und Präpositionalobjektsätze im Deutschen*. Tübingen.
- Dixon, Robert M. W. (1992): *A New Approach to English Grammar, on Semantic Principles*. Oxford.
- Donhauser, Karin (1998): *Das Genitivproblem und (k)ein Ende? Anmerkungen zur aktuellen Diskussion um die Ursachen des Genitivschwundes im Deutschen*. In: Askedal, J. O. (Hg.): *Historische germanische und deutsche Syntax*. Frankfurt am Main etc., 69-86.
- DWB = Grimm, Jacob/Grimm, Wilhelm (1854-1960): *Deutsches Wörterbuch*. 16 Bde. Leipzig.
- Eisenberg, Peter (1999): *Grundriß der deutschen Grammatik*. Bd.2: *Der Satz*. Stuttgart/Weimar.
- Engel, Ulrich (1992): *Der Satz und seine Bausteine*. In: Ágel, V./Hessky, R. (Hgg.): *Offene Fragen - offene Antworten in der Sprachgermanistik*. Tübingen, 53-76.
- Engel, Ulrich (1994): *Syntax der deutschen Gegenwartssprache*. 3., völlig neu bearb. Aufl. Berlin.
- Eroms, Hans-Werner (2000): *Syntax der deutschen Sprache*. Berlin/New York.
- Fischer, Klaus [im vorliegenden Band]. *Deutsche und englische Ergänzungssätze: zwei typologische Anomalien?*
- FWB = *Frühneuhochdeutsches Wörterbuch* 1986ff. hg. v. R. R. Anderson/ U. Goebel/ O. Reichmann. Berlin/New York.
- Ickler, Irene (1990): *Kasusrahmen und Perspektive. Zur Kodierung von semantischen Rollen*. In: *Deutsche Sprache* 18, 1-37.
- IDS-Grammatik 1997 = Zifonun, Gisela/Hoffmann, Ludger/Strecker, Bruno 1997. *Grammatik der deutschen Sprache*. 3 Bde. Berlin/New York.
- Jacobs, Joachim (1994): *Kontra Valenz*. Trier.
- Lazard, Gilbert (1995): *La définition des actants*. In: Madray-Lesigne, F./Richard-Zappella, J. (eds.): *Lucien Tesnière aujourd'hui*. Louvain, 151-158.
- Leiss, Elisabeth (1991): *Grammatische Kategorien und sprachlicher Wandel: Erklärung des Genitivschwunds im Deutschen*. In: Bahner, W./ Schildt, J./ Viehweger, D. (eds.): *Proceedings of the Fourteenth International Congress of Linguists Berlin/GDR*. Berlin, 1406-1409.
- Leiss, Elisabeth (1992): *Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung*. Berlin/New York.
- Milewski, Tadeusz (1967): *La structure de la phrase dans les langues indigènes de l'Amérique du Nord*. In: Ders. *Études typologiques sur les langues indigènes de l'Amérique*. Kraków, 70-101. [Orig. 1950]
- Paul, Hermann (1880/1995): *Prinzipien der Sprachgeschichte*. 10. unveränd. Aufl. Tübingen.
- Paul, Hermann (1992): *Deutsches Wörterbuch*. 9., vollständig neu bearb. Aufl. von H. Henne/ G. Objartel unter Mitarbeit von H. Kämper-Jensen, Tübingen.

- Reichmann, Oskar (1998): *Sprachgeschichte: Idee und Verwirklichung*. In: Besch, W./Betten, A./Reichmann, O./Sonderegger, S. (Hgg.): *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Aufl. Bd.1. Berlin/New York, 1-41.
- Sadziński, Roman (1989): *Statische und dynamische Valenz. Probleme einer kontrastiven Valenzgrammatik Deutsch-Polnisch*. Hamburg.
- Sauermann, Eberhard (1985): *Zu Valenzverstößen in poetischer Sprache. Befremdende Transitivierungen bei Georg Trakl*. In: Koller, E./Moser, H. (Hgg.): *Studien zur deutschen Grammatik. Johannes Erben zum 60. Geburtstag*. Innsbruck, 335-356.
- Schmidt, Jürgen Erich (2000): *18 Thesen zum Verhältnis von Grammatik(theorie) und Empirie*. In: *Sprachwissenschaft* 25, 357-366.
- Somers, Harold L. (1987): *Valency and case in computational linguistics*. Edinburgh.
- Welke, Klaus M. (1994): *Valenz und Satzmodelle*. In: Thielemann, W./Welke, K. (Hgg.): *Valenztheorie - Werden und Wirkung. Wilhelm Bondzio zum 65. Geburtstag*. Münster, 227-244.
- Welke, Klaus M. (1995): *Dependenz, Valenz und Konstituenz*. In: Eichinger, L. M./Eröms, H.-W. (Hgg.): *Dependenz und Valenz*. Hamburg, 163-175.